Finanzwelt auf der Bühne – Eine schwierige Annäherung

Das Theater kann das Thema „Geld“ (noch) nicht so richtig packen

Pat Christ

Alle Fotos sind Szenenbilder aus „Wir verkaufen immer“. Fotos: Nico Manger

Sie joggen zweimal in der Woche, ernähren sich gesund – und haben ansonsten nur eines im Sinn: Umsatz zu machen. Dafür nehmen die drei Finanzberater in Robert Woelfls Stück „Wir verkaufen immer“ alle nur denkbaren Konsequenzen in Kauf: Bruch mit der eigenen Familie, Beziehungsabstinenz, Einsamkeit. Beachtlich, dass es ein Stück über die Finanzwelt auf die Theaterbühne geschafft hat. Nur leider bleibt es – und nicht nur dieses Stück – inhaltlich weit hinter den Erwartungen an ein solches Thema zurück.

Sie sind weder nonchalant noch fies oder ausgebufft, die beiden Finanzberater und die Finanzberaterin, die Regisseur Stephan Suschke bei der Uraufführung des Stücks im September im Würzburger Stadttheater zum Trialog antreten lässt. Unsicher sind sie. Und geknickt. Vor allem Martin, in Würzburg von Robin Bohn dargestellt, ist ganz betrübt darüber, dass seine Eltern ihn der Falschberatung bezichtigen – haben sie doch dank seiner Einflüsterungen all ihr Geld in Aktien investiert, deren Kurs dann massiv gefallen ist. Seitdem reden sie nicht mehr mit ihrem Sohn. Zu groß ist (noch) der Schock darüber, dass all ihr Vermögen vernichtet ist.

Die drei von Woelfl kreierten Finanzberater müssen sich ungemein abschuften. Tja. Hätten Sie bloß was Vernünftiges gelernt... Das Leben genießen, nein, das können Julia, Martin und Ricardo nicht. Denn da ist ja die permanente Hatz nach dem Geld. Immer hinken sie hinter ihren eigenen Erwartungen her. Immer ist da die Angst vor dem Absturz.

Und immer stehen sie mit dem Rücken an der Wand. Gefunden haben sie sich für den Moment des Trialogs auch nicht aus alter Freundschaft. Eher zum Schlagabtausch. Ähnlich Mitgliedern einer Sekte feuern sie sich gegenseitig an, das zu glauben, was als Glaube in ihnen längst am Bröckeln ist. Woelfl präsentiert seine Figuren verheddert in einem Job, der absolut nicht zum Glücklichmachen taugt.

Zu bloßen „Kunden“ degradiert

Wie sie mit anderen umgehen, treibt ihnen beim Erzählen keineswegs die Röte ins Gesicht. Sie scheinen nicht zu checken, in welchem unmenschlichen Maß sie ihre Mitmenschen zu bloßen „Kunden“ degradieren. Was freilich schon etwas mit der Realität zu tun hat. Unbestritten gehört die Angst davor, zu wenige Kunden zu haben oder bereits gewonnene Kunden zu verlieren, zur Realität von Finanzberatern. Realen Schilderungen zufolge geraten nicht wenige Finanzberater gar so stark ins Trudeln, dass sie in die Privatinsolvenz hineinschliddern. Denn neue Kunden zu finden, ist schwer.

Auch für Woelfls farblose Figuren bedeutet dies eine chronisch stressende Herausforderung. Dabei versuchen sie auf Teufel komm raus, zu neuen Geschäftskontakten zu kommen. Und weil sie es so sehr versuchen, passieren Pannen. Werden andere geschädigt. Um existenziell notwendiges Geld gebracht. Wie Martins Eltern.

Theaterstücke sind nicht immer leicht zu decodieren. Man denke an Becketts „Warten auf Godot“ oder auf sein „Endspiel“. Im Vergleich dazu ist die Botschaft von „Wir verkaufen immer“ glasklar – der Titel ist Programm. Doch was ist die Botschaft hinter der Botschaft? Woelfl selbst formuliert dies so: *„Was mich an dem Thema interessiert, ist der soziale Aspekt, in welchem Ausmaß es zu einer immer stärkeren Ökonomisierung des Sozialen kommt. Das Privatleben wird ja mittlerweile vollkommen von Strategien, Regeln und Aufforderungen, Erwartungen, die in der Arbeitswelt ihre Berechtigung haben, durchdrungen.“*

Das Theater also als Instanz, die das Gewissen sich regen lässt. Angesichts unhaltbarer Zustände, die zur Normalität zu gerinnen drohen. Dass sich das Theater diesem Auftrag verpflichtet fühlt, hat eine lange Tradition. Siehe „Die Perser“ von Aischylos. Doch das Gewissen regt sich nur, wenn es berührt wird. Und genau das vermögen die holzschnittartigen Figuren von Woelfl nicht.

Einfach nur naiv

Das Stück das Dramatikers, das in Würzburg freundlichen, aber keineswegs prasselnden Applaus erhielt, irritiert durch seine gebetsmühlenartigen Trialoge. *„Ich möchte es ihnen erklären“*, sagt Martin mit Blick auf seine Eltern. *„Was willst du ihnen erklären?“*, fragt Julia. Martin: *„Ich muss ihnen alles erklären.“* Und Julia: *„Willst du ihnen erklären, warum es zu diesem Absturz gekommen ist? Das kannst du ihnen nicht erklären.“* Und so geht der Trialog, immer an einem Wort sich entlang hangelnd, weiter.

Wäre die Jagd nach Umsatz und Prämie zumindest in tiefschwarzen Humor oder gar Zynismus getaucht. Oder wäre sie so ins Absurde gesteigert, wie Ionesco das in seinen Stücken schaffte. Doch Woelfls Finanzberater erscheinen einfach nur naiv. Man kann sich über sie amüsieren. Gewisse theatralische Raffinessen von Stück und Inszenierung lassen an manchen Stellen sogar Faszination aufkommen. Und doch wird eine Chance vertan. Denn das Ungeheuerliche, das die Welt in ihren Klauen hält, wird nicht mal andeutungsweise sichtbar. Nirgendwo blitzt die Erkenntnis durch, dass es absurde Spielregeln sind, denen wir unsere Menschlichkeit und letztlich die Welt opfern.

Die deformierten Gestalten aus Woelfls Stück bringen keinen Tiefgang in die Thematik. *„Du stehst am Morgen auf und denkst, das wird ein guter Tag, aber dann siehst du in deinem Kalender, dass du an diesem Tag keine Termine hast, und dann wird es statt einem guten Tag nur ein Tag ohne Termine“*, räsoniert Julia. Als wüsste man am Vorabend nicht, wie der Kalender für den nächsten Tag ausschaut. Nun gut. Theater darf Wirklichkeit unterdrücken. Aber dann kommt halt nicht sehr viel mehr heraus als Unterhaltung. Dabei wäre es so notwendig, gerade das Thema Geld – in einigen seiner Facetten – so auf die Bühne zu bringen, dass es „Klick“ macht im Kopf.

Allzu schematische Figuren

Hauptsache, die Kohle stimmt – natürlich gibt es solche Typen. Um Geld dreht sich bei ihnen alles. Und es ist immerhin ermutigend, dass Theaterautoren versuchen, sich dem zugegeben sehr schwierigen und komplexen Thema „Geld“ anzunähern. Robert Woelfl ist bei weitem nicht der einzige. So feierte im März letzten Jahres das Schauspiel „Das Ende vom Geld“ des Schweizer Dramatikers Urs Widmer, Autor des berühmten Stücks „Top Dogs“, Premiere. Auch hier rügt die Kritik, dass das Stück auf allzu schematische Figuren setzt. Was schon erstaunlich ist. Saugt die Thematik „Geld“ Theaterfiguren zwangsläufig das Leben aus? Oder erschüttert sie zu stark des Literaten Fantasie?

Bei Woelfl hat man sich also wieder einmal ausgeplaudert. Und die Show geht weiter. In Widmers Stück, das die globalisierte Finanzkrise thematisieren möchte, wird von außen ein Schlusspunkt gesetzt: Durch einen Schneesturm werden die Herren in Davos zum Bleiben gezwungen. Und sie, die bis jetzt ach so mächtig waren, sehen sich plötzlich damit konfrontiert, dass nichts mehr zu essen da ist. Das große Schlachten in der Finanzwelt findet auf diese Weise ganz real und drastisch statt: Warum nicht die blonde Geliebte des Bankers massakrieren? Auch hier wird die Situation ins Groteske und Surreale verzerrt. Ohne nennenswerten Erkenntnisgewinn.

In welchem Maße die Jagd nach Geld dehumanisiert, will schließlich das Stück „Liebe und Geld“ des Londoner Dramatikers Dennis Kelly aufzeigen. Hier folgen die Figuren in ihren Liebesbeziehungen fast ausschließlich dem ökonomischen Prinzip. Die Grazer Inszenierung des Schauspiels fand viel Lob – trotz der dem Stück wiederum innewohnenden plakativen Szenen und des Gesamteindrucks von Skizzenhaftigkeit. Die Hamburger Inszenierung hingegen ließ laut Rezensentin Katrin Ullmann „unberührt“. Denn wieder wurde klischeehaft übertrieben. Als wäre es beim Thema „Geld“ für Theatermacher noch immer unmöglich, psychologisch tiefer zu dringen.